

„Aber, Eleonore — das war' ja zum tollstehen Komisch!
Das mußt' ich mal lesen! Das muß das für Weltkheit
enthalten!“
„Nach nicht, Eberhard. Die Sache ist ernst. Als ich
dich kennen lernte, fing ich auch ein Tagebuch an. Ein
Tag nach der Hochzeit habe ich es verbrannt, weil mir der
Inhalt gar zu albern vorkam.“
„Was stand denn da drinnen?“
„Schwärmereien. Auch kleine Gedichte auf dich und
Gefühlsgrüße und so etwas.“

„O, Eleonore, das hat' ich aber alles gar zu gern ge-
lesen! Ich hätte einen Gefühlsberg auf mich niemals für
unmöglich gehalten. Und auch Gedichte sagst du?“

„Nun, Eberhard, wir wollen davon nicht mehr sprechen.
Wir sind heute alte Leute; du bist freilich noch älter als ich.
Zimmerlin gibt mir die Erinnerung an mein eigenes Tage-
buch in Verbindung mit der Entdeckung, die ich bei Bene-
dikt gemacht, zu denken. Wir wollen uns Mühe geben,
noch klarer auf sie anzupassen als sonst. Sie ist jetzt in
dem Alter, wo sich leicht feilsche Emotionen einstellen. Und
dann bitte ich noch um eins. In dem Bilderregal in deiner
Stube steht neben der „Nationalen Verfassung“ noch immer
„Der ewige Jude“. Nimm den fort. Trude ist
immer so neugierig.“

„Soll geschrien, Franzosen. Soll alles geschrien, wie du
beistellst. „Der ewige Jude“ gehört übrigens dem Vater;
der hat Herrn Eugen. Sie einmal persönlich in Saint-Gloud
kennen gelernt. Wenigstens erzählte er es. Und was nun
das Tagebuch Benedikts betrifft, so möchte ich vorschlagen,
das Mädel ruhig weiter schreiben zu lassen, wenn es ihr
Spaß macht. Bei Max wäre mit die untreu Familie fremde
schicksalserfüllte Aler freilich ungleich lieber gewesen, aber
Benedikt hat vielleicht mehr auf der Seite. Und da schadet es
meine ich, gar nichts, wenn sie sich das herunter schreibt. Du
schüttest zwar den Kopf — aber man kann ihr das Tagebuch
doch nicht verbieten, wenn es nämlich wirklich eins ist!“

Es war wirklich ein Tagebuch und lag in dem einzigen
verschließbaren Schubfach, über das Benedikt zu verfügen
hätte. Dort ruhten noch andere Geheimnisse. Zum Beispiel
verschiedene Briefe Trudes aus Montreux, die vor der Mutter
verborgen werden sollten, ein kleiner Kalender, den ihr Graf
Wada einmal als Willkommensgeschenk, und die herzlich
bewirkte Note, die Haushaus neulich für sie gepflastet hatte.
Ferner ein merkwürdiges Linderung aus Vici, das Benedikt
am letzten Schloßabend gepostet und das nach Ansicht des
Großpapas einen Willentransport vorbereitete; bei einiger Phan-
tasie konnte man es, wenn man es gegen die Wand hielt
und den Schatten betrachtete, aber auch für eine Visionen-
spinnne oder eine junge Tarantel halten.

Wiel stand noch nicht in dem Tagebuch, das nur einen
Großchen kostete. Auf der ersten Seite las man als Titel-
schrift in lateinischen Lettern: „Erinnerungen aus meinem
Leben.“ Dann kam ein Kleider, der schlecht abgeleckt worden
war und nunmehr der blaß gewordenen Darstellung eines
Kometen gleich. Auf der nächsten Seite aber fing das Tages-
buch folgendermaßen an:

... Ich greife zur Feder, um hiermit das Wichtigste
aus meinem Leben zu Papier zu bringen, damit meine Nach-
kommen einmal wissen, was ich schon in jungen Jahren alles
habe durchmachen müssen. Bisher ist mir nicht viel passiert,
als wie vielleicht das Ungemach an meinem Konfirmations-
tage, wo mir Verbund einen Fintenpfeil auf das weiße Kleid
machte, und ich deshalb in der Kirche immer die Hand darauf
halten mußte, damit man ihn nicht sieht. Doch war dieser
Kleider eine Allegorie (Symbol) für mein zukünftiges Da-
sein, denn von dem Tage ab wälzten sich die Merkwürdigkeiten.
Besonders gern und vorgelesen werden mit brennenden
Büchsen ewig in meinem Herzen gescheiterten Leben. . .
Dier folgten drei Leihen sehr harter und heiß Gedankten-
schreie, und dann ging es weiter: „Was soll ich zu allem
sagen? Ich darf ja nichts sagen, weil es mit verbieten
worden ist, und ich unverschämtes Schweigen heilig gelobt
habe. Doch dem geduldenen Papiere will ich meine Ge-
danken anvertrauen. Trude schickt schon, wo ich dieses
schreibe. Ich habe ihr gesagt, ich wollte noch den englischen
Wittich beenden, und sie hat es geglaubt. Sie ist nicht so
flug, wie sie immer tut; sie behauptet zwar, viel erlebt zu
haben, aber was ist das alles gegen mich und die Geheim-
nisse, in die ich hineingezogen worden bin! Das Amen
wird mir ordentlich schwer, denn ich zurückdenke. Zuerst
nenlich aber, auf der Insel hinten, wo Doktor Haar-
haus — — — Was halte ich von dem Monie? Soll ich
überhaupt etwas von ihm halten? — Semper hat mir ein-

mal ins Ohr geflüstert, er liebt ihn für einen Schwärmer
und Aufschneider, aber ich glaube doch, halb und halb hat
Trude recht, nämlich in dem, was sie zuerst über Haarsch
sagte. Nachher war er ja wieder lieb Kind, weil er die den
Arm gereicht hatte. Trude verriet davon gar nichts. Hätte
sie nur in den tief verworrenen Kugeln gestanden, so
ich! Aber ich habe ihn abfallen lassen und bis auf die
Knochen bliamert, wie Papa manchmal sagt. Heimlich wird
der Mann aber sich selbst errotten, und das ist meine Rache;
denn ich bin nicht bezugs, sondern strafe nur den, der es
verdient.“

„Aber die wahre Liebe gebreide ich mir nicht weiter
den Kopf. Weich kann sich nicht so recht ausdrücken; ich
glaube, es fühlt auch jeder anders. Weich fühlt auch englisch,
und an Freize will ich mich nicht wenden. Ich könnte ja
Max betragen, aber der behandelt mich noch als Gänsechen.
Ich verzeihe es ihm. Es braucht niemand tief hinauf in
meine Seele zu sehen und dort zu lesen, was geschrieben
steht in goldenen Lettern, unaussprechlich und wie ein Aetz
in dunkler Nacht. Ich leide lieber still. Max leidet ja auch
und ebenso die arme Elise. Es ruht ein fürchterlicher Blick
auf uns, und wer weiß, ob er gehoben wird. Noch ein paar
Zeige soll es dauern, dann will Max sprechen. Ich weiß,
dass es entgegung werden wird, aber ich werde ihm tren zur
Seite setzen, als einzige Schwester, die ihm des Lebens Last
tragen hilft in Gwigkeit. Ich werde auch den Born der
Eltern nicht scheuen; denn weiß ich auch nicht so recht Was-
scheid, so fühle ich doch aus mir selbst heraus, daß die Liebe
das Beste ist, was man in der Art hat. Außerdem gibt es
für die beiden eine Rückwärts mehr wie im Eid von Herber
(von 1740 ungefähr bis 1800), sondern sie sind über Leben
und Tod füreinander gebunden und haben auch schon ein
kleines Kind. Besteres habe ich aber noch nicht gesehen,
weil es gerade schlief, und ich nicht hineindurste. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ein historischer Pfefferkuchenkrieg

Auch in diesem Jahre wird es noch recht trüb um alle
jene Arten von Gebäck bestellt sein, ohne die sonst ein
Weihnachten gar nicht gedacht werden konnte, und die
bereits vom 25. November, dem Kaufmannstage, an herge-
stellt zu werden pflegen, wie ja der Name der „Kaufmanns-
brot“ bezeugt, der nichts mit einer Kanne im Kloster der
heiligen Katharina zu tun hat, wie früher oft fälschlich
behauptet wurde. In all den notmehdigen Zutaten, wie
Hontig, Zucker, Spruz, Mandeln und so fort, um Pfeffer-
und Honigsuchen baken zu können, mangelt es nur zu sehr,
sodass auf den diesjährigen Weihnachtsfesten kaum etwas
anderes als „Erbsen“ zu finden sein wird. Und noch manches
Jahr mag vergehen, ehe wieder bei jedem Zuckergedäch der
Münzberger Bestungen, die Bajeler „Jederkel“ und die Thorer
Pfefferkuchen miteinander wetteifern werden, die Günst
des Käufers zu erringen.

Von allen Pfefferkuchen haben wohl die berühmten
„Thorer“ die älteste Geschichte, da sie bereits im Jahre 1857
ihre dreihundertjährige Jubiläum geclert haben. Bereits
im Jahre 1557 hatten die Thorer Pfefferkuchen ein landes-
herrliches Privileg, auf Grund dessen sie auch den Königs-
berger Sommerarmarkt mit ihren lederen Erzeugnissen
verforgen durften. Doch die Königsberger haben sich dauernd
in ihrem Stolz gelüftet und sagten den Thorer Pfeffer-
kuchen eine grimmige Fehde an, die ganze zweiundzwanzig Jahre
gedauert hat, um endlich doch mit einem Thorer Siege zu
enden. Nachdem nämlich Anfang den Königsbergern ge-
lungen war, die Thorer Gegner auf den hiesigen Kanz-
marktsverkauf zu beschränken — jeder zu anderer Zeit in
Königsberg vorgehende Thorer Pfefferkuchen wurde be-
schlagnahmt und dem Aemtenhaufe geschenkt — riefen die
Thorer die Obrigkeit an. Das Ministerium verlangte dann
von den streitenden Parteien die Lieferung von Votobekand-
wert; eine regerechte „Pfefferkuchenskommission“ wurde ge-
bildet, und diese bezeichneter dann nach gewissenhafter Prü-
fung das Thorer Gebäck als das bessere. Nun durften die
Thorer wieder wie einstmal unbeschränkt in Königsberg
ihre süßen Pakete verkaufen und vor allem den Weth-
nachtsmarkt damit versorgen.

Der Stenograph des heiligen Augustin

Auf einem der umfangreichen Kirchengedäch, die gegen-
wärtig auszuweisen mit den während des Krieges aus den

Pariser Kirchen entfernt gewesenen Glasfenstern in Paris
ausgestellt sind, sieht man ein Gemälde des Niederländers
Charles Bonito, das den heiligen Augustinus darstellt,
wie er vor dem Bischof Valerius predigt. Der im jugend-
lichen Alter dargestellte Kirchenvater, den der Bischof kurz
vorher zu seinem Besten erwähnt hat, steht auf der
Kanzel der Basilika von Hippo Regius, der Vorgängerin
der heutigen algerischen Stadt Bona. Augustinus gegenüber
sind der Prälat und die Priester gruppiert, und zu seinen
Füßen sieht man einige der Arzifoliet und auffällig gekleideten
Damen, denen oft genug jene labelndes Wort galt. Aber
weder der Kirchenvater selbst, noch der Bischof oder irgend
einer aus der Versammlung der Gläubigen sind die eigen-
lich interessanten und sehenswerten Personen des Bildes.
Die Figur, die vor allem den Blick des Beschauers auf
sich lenkt, ist vielmehr ein Stenograph, der ganz im
Vordergrunde des Bildes mehr schlecht als recht auf der
untersten Stufe der zur Kanzel führenden Treppe sitzt.
Ein Gesichtsausdruck ist der eines Gelehrten. Wir sehen
einen Mann, dessen Stirn tiefe Furchen zeigt und dessen
mageres, höhlenartiges Gesicht ein spitz zulaufendes Bart
schmückt. Befleudet ist er mit einem ja-rangeligen Rock und
einem roten Mantel. Seine mit bewundernswürdiger Fein-
heit und Aufschaulichkeit gemalte linke Hand hält das Inten-
siv, und die rechte eine kurze Gabelstange, mit der er auf
einem Register von großem Format, das der Schreiber
in einer für einen Stenographen recht unbewegenen Lage
auf den Knien hält, die Bedingt mit harter Güte nach-
schreibt. Hinter dem Stenographen steht ein blutjunges
Mädchen in bläulichblauer Gewand, der sich über die Schulter
des Schreibenden lehnt und mit gespannter Aufmerksamkeit
die Niederchrift der stenographischen Zeichen verfolgt. Daß
wir in einer Szene, die sich im vierten Jahrhundert unserer
Zeitrechnung abspielt, einen bei der Schreibarbeit emig
beschäftigten Stenographen erblicken, braucht jedoch durchaus
keine besondere Verwunderung zu erregen. Schon die alten
Griechen kannten Mittel, die Worte eines Redners im
Fluge schriftlich zu fixieren. Insbesondere weiß man von
Zenophon, daß er jene Kunst meistentlich verband, die ihm
gestattete, die Reden seines Lehrers Sokrates vorzutreu-
nachsufschreiben. Es wäre es ihm sonst auch möglich gewesen,
die Worte eines Redners dauernd festzuhalten, der überall,
wo er sich beand, die Gelegenheit wahrnahm, seine Schüler
in der Weltweisheit zu unterrichten. Die Römer haben
dann die Kunst der Stenographie noch weiter vervollkommen
und verbessert, und derjenige, der den ausgeübten Gebrauch
von dieser Kunst machte, ist Cicero gewesen, der sich dabei
seines treuen Freigeordneten Tiron bediente, der dessen
Schreibschrift die Worte schneller niederrieb, als sie der
Mund des zungenfertigen Redners auszusprechen ver-
mochte.

Bunte Zeitung.

Der Diplomat am Tranquar der Mongol. Ein junger
französischer Diplomat hat kürzlich die grischische Unglück-
lichkeit erlitten, er habe eine ungewöhliche Unfälle erlitten
geleitet. Dieser in Paris wohlbekannte Diplomat hatte in
Shanghai die Bekanntschaft einer jungen Amerikanerin ge-
macht. Sieh schon und leben war eins! Die junge Dame be-
glickete den Diplomat an nicht nur nach Peking, sondern auch in
die innere Mongolei, wo der Diplomat eine politische Mission
zu erfüllen ja le. Hier verheiratete sich dann auch das Paar.
Aber das eheliche Glück dauerte nicht länger als einen Tag.
Die junge Frau machte sich nämlich — warum? weiß niemand
— aus dem Staube und ließ den Herrn Gemahl mitten in der
Mongolei allein zurück. Das Pariser Gericht hat nunmehr da-
hin erkannt, daß jene Ehescheidung überhaupt keine Rechts-
kraft erlangt habe. Denn ein Franzose, der im Ausland hei-
ratet, muß nach dem Gesetz entweder die Ehe vor dem be-
treffenden französischen Konsul oder nach den Paragrafen
des dort herrschenden Rechtsrechts schließen. Wie die Weis-
heit des Pariser Gerichts feststellte, gilt es aber in der Mongo-
lei nur zwei Arten, sich eine Frau zu verschaffen: Entweder
man raubt oder man kauft sie. Im ersten Fall sieht die
Braut zu Pferde und der Bräutigam verheiratet sie. Entwirdet
er ihm, so ist sein Heiratplan gescheitert, wird sie aber von
ihm eingeholt oder fällt sie ihm fangen, so wird die Hochzeit
gefeiert. Der zweite Fall ist einfacher. Danach kauft der
Bedürftige die Lebensgefährtin nach einem feststehenden Tarif.

dessen Preise sich danach richten, ob die Erwählte ein Mäd-
chen oder eine Witwe ist. Dem Nachschießenden das auf Ge-
scheidung tragenden Diplomaten war es nun leicht, zu be-
weisen, daß die Frau in keine der beiden mongolischen Weibern
angewandt hätte, um zu einer Frau zu kommen. So konnte
das Gericht ohne weiteres des Diplomaten überreichte Ehe als
nicht bestehend erklären.

„Lette von Namenlichen. Aus Me'io kommt die
schier ungläubliche Kunde von der Auffindung eines menschen-
lichen Skeletts bei Vera Cruz, das nicht weniger als Neun
einfachbenemer weisen soll, ein Riesennagel, das bisher nur in
Sagen und Mythen vorkam. Der „Manchester Guardian“,
der aber den märchenhaften meiländischen Stelettsfund mit
berechtigtem Vorbehalt berichtet, erinnert bei dieser Gelegenheit
daran, daß Herodot von einem über die Meere hohen Kupp-
ter und Pitalus von einem riesenhaften Aethioper, der eben-
falls drei Meter gemessen haben soll, zu erzählen wissen.
Aus jüngerer Zeit erwähnt das englische Blatt den Fall eines
gemessen John Willmeton, der zur Zeit Ja'obs I. lebte, und
dessen von Herzten und anderen einwandfreien Zeugen festge-
stelltes Skeletts; 2,75 Meter betrug. Die Chinesen, die freilich
in diesen Dingen eine nur zu ägypte Einbildungskraft
offenkundig behaupten gar, daß noch vor hundert Jahren in
ihrem Lande mehrere Personen an'erte in einem geleben, die
sich den Luxus leisten konnten, ihr Haupt ohne vierzehnhalb
Meter über den Boden zu erheben. Als das größte bisher be-
kannte Skeletts darf jedoch als das im Museum des Trinity
College in Dublin verwahrte Geben gelten, das allerdings
„nur“ zweieinhalb Meter misst.

Literatur.

„Der Zaukermantel“, Erinnerungen eines Weltreisenden,
Von Prof. Dr. Georg Wegener, heißt ein sehr empfehlens-
wertes, über die Geschichte eines neuen Welt aus dem ältesten
Verlage von F. A. Brockhaus-Verlag.
„Der Schauplatz“, von Professor Ferdinand Gregori,
(Aus Paris und Westfalen, Sammlung wissenschaftlicher
meinerländischer Darstellungen. 612. Bändchen) 8 (132 S.)
Berag von D. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1919. Für
das deutsche Theater hat der Krieg eine erhöhte Anteilnahme
erweckt, die, obwohl nicht mehr die alte, doch sich zu einer
immer weiteren Wirkung des Theaters erhebt hat, die am
denklichsten durch die mannigfachen bedeutenden Versuche neuer
Schauspieler und die mannigfachen bedeutenden Versuche neuer
Schauspieler zu erkennen und zu fördern, indem weite
Kreise über die ältere Anteilnahme zum inneren Verständnis
hingegeführt werden. Da will das vorliegende Bändchen
beitragen. Es bietet eine aus dem langjährigen Wirken des
Verfassers in der Provinz, am Wiener Burg- und Berliner
Deutschen Theater hervorgegangene Einführung in die viel-
begabte Welt des Theaters in seiner Entwicklung und in der
Schauspiel.

zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Gabels. G. Str. Ulrichstr. 63
Berlin 4026.

Schach.

Der Geist des Schachspiels von Schachmeister Theodor
von Schebe. Verlag Bernhard Rogan, Berlin W. 8, Behrens-
straße 24. Preis elegant gebunden 5 Mark.
Ein neues Werk aus dem vorjährigen Verlage W. Rogan ist
schon von vorherigen im Stande, das Interesse aller nach
höheren Zielen strebenden Schachfreunde zu erregen. Denn
dieser hervorragende Berliner Schach-Lehrer und -Meister
hat im Lauf der Jahre den Beweis erbracht, daß er auf
allen Gebieten der edlen Geisteskunst wohl belesenen und
daher als Sachverständiger in der Lage ist, nur wirklich
Bedeutsames in den Kreis seiner weit verbreiteten Publikation
aufzunehmen. Auch der Leser wird erst in dem Hand-

